

# Hin und nicht mehr zurück : Zeitzeugenberichte österreichischer Migrierender in die Schweiz (1959-1972)

Autor(en): **Koban, Miriam**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire = Rivista storica svizzera**

Band (Jahr): **68 (2018)**

Heft 1

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-787128>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Hin und nicht mehr zurück

### Zeitzeugenberichte österreichischer Migrierender in die Schweiz (1959–1972)

*Miriam Koban*

#### **Going and Not Coming Back. The reports of contemporary Austrian immigrants to Switzerland (1959–1972)**

Switzerland was an important country of immigration for Austrians in the 20<sup>th</sup> century. Based on the biographical narratives and accounts of five Austrian men and women who moved to Switzerland between 1959 and 1972, this article focuses on three factors: the circumstances leading to this permanent move, integration into the host society, and transculturality. In the cases discussed here, individual circumstances were sufficiently heterogeneous to argue that the decision to move was not exclusively driven by economic considerations. Integration in the host society is analyzed in terms of narratives about the naturalization process, the right of foreigners to vote, and various experiences of discrimination. Factors that helped in the integration process included language, family, and career. Finally, actors in transcultural spaces can feel they belong to several cultures at once. In addition to cultivating social contacts, the continued connectedness of these eye-witnesses to Austrian culture is expressed in their ongoing interest in political and social issues, as well as in Austrian cuisine.

Migrationsphänomene waren schon immer Teil der Menschheitsgeschichte. Vor allem das 20. Jahrhundert wurde von einer Vielzahl komplexer Wanderungsbewegungen geprägt, die innerhalb der historischen Migrationsforschung auf besonderes Interesse stossen. Mit der österreichischen Auswanderung in die Schweiz im Zeitraum von 1959 bis 1972 wird im Folgenden eine dieser Migrationsbewegungen näher beschrieben. In diese Zeitspanne fällt die Migration von fünf Österreicherinnen und Österreichern, die nach der Methode der Oral History befragt wurden. Die fünf Personen stehen für eine in der schweizerischen Historiografie bis anhin marginal behandelte Wanderungsbewegung von Ost nach West, im Gegensatz zur gut erforschten Nord-Süd-Migration. Der Untersuchungszeitraum erstreckt sich von 1959 bis 1972 und entspricht einer Periode, in der die Einwanderung in die Schweiz für das 20. Jahrhundert ihren Höchststand erreicht hat.

Der Artikel rückt die subjektive Perspektive der Ausgewanderten ins Zentrum und gibt so Aufschluss über genuine Muster und Eigenarten innerhalb des Migrations- beziehungsweise Integrationsprozesses. Die lebensgeschichtlichen Erzählungen liefern wertvolles Quellenmaterial, um an dieser – für die Schweiz atypischen – Einwanderungsgruppe Thesen der allgemeinen Migrationsforschung für den hiesigen Kontext zu überprüfen. Die Erzählungen bilden die Grundlage für die Auseinandersetzung mit drei für die Migrationsgeschichte vordergründigen Faktoren: das Auswanderungsmotiv, der Integrationsprozess und die transkulturelle Lebensweise. Nach einer Einführung in den historischen Kontext werden die drei Faktoren anhand der Interviews untersucht. Da vier der fünf Zeitzeuginnen und -zeugen in die Deutschschweiz ausgewandert sind, liegt der Schwerpunkt auf der Immigration in diese Region. Für eine umfassende Wiedergabe der Perspektive der französischsprachigen Schweiz fehlen die Fallbeispiele; die Westschweiz wird nur mit dem einen untersuchten Fall in die Analyse miteinbezogen.

## **Die Forschungsmethode der Oral History**

Die Interviews wurden als Oral-History-Gespräche geführt, einer Methode, die sich dazu eignet, die «Vielfalt und Komplexität von historischen Realitäten» aufzuzeigen.<sup>1</sup> Die Zeitzeugenberichte lenken den Blick auf die Mikroebene und stellen durch die weitgehend pluralistischen Analyseergebnisse «gängige Bilder der Makroebene infrage», um so «regionale, geschlechtsspezifische, soziale oder erwerbsmässige Differenzierungen» sichtbar zu machen.<sup>2</sup>

Im Folgenden sollen Lebensgeschichten nicht als unmittelbare Abbilder der Vergangenheit interpretiert werden. Sie sind in mehrfacher Hinsicht konstruiert. Um eine kohärente Geschichte zu präsentieren und somit eine in sich konsistente Identität, wird das Erlebte vom Erzähler rückblickend narrativ zu einem sinnhaft-zusammenhängenden Ganzen organisiert.<sup>3</sup> Erinnerung

---

1 Andrea Althaus, *Vom Glück in der Schweiz. Weibliche Arbeitsmigration aus Deutschland und Österreich (1920–1965)*, Frankfurt a.M. 2017, S. 29.

2 Sylvia Hahn, *Historische Migrationsforschung*, Frankfurt a.M. 2012, S. 13.

3 Althaus, *Vom Glück in der Schweiz*, S. 27–43.

passt sich stets den Anforderungen der Gegenwart an.<sup>4</sup> Die Analyse wurde somit im Bewusstsein angetreten, dass die Lebensgeschichten der Zeitzeugen keine Fakten und keine unveränderlichen Erfahrungen konstanter Charaktere liefern.

## Vorgehensweise und Quellenanalyse

Die Suche nach geeigneten Interviewpartnern erfolgte durch einen Aufruf innerhalb der Österreicher-Vereine der Kantone Bern und Zürich. Gemeldet haben sich Karl Burger (geb. 1951), ausgewandert 1969 nach Interlaken (BE), Annemarie Hüppi (geb. 1953), ausgewandert 1972 nach Feusisberg (SZ), Frau C. L. (geb. 1952), ausgewandert 1970 nach Zürich, Helga Nyffenegger (geb. 1939), ausgewandert 1959 nach Zofingen (AG), und Peter Wisiol (geb. 1941), ausgewandert 1959 nach Sierre (VS). Die Aussagen dieser fünf Personen wurden durch ein jeweils circa 40-minütiges Einzelgespräch ermittelt.<sup>5</sup>

Innerhalb der Gruppe finden sich Personen beider Geschlechter, die aus unterschiedlichen Regionen kommen: Peter Wisiol und Frau C. L. wurden in den westlichen Bundesländern Vorarlberg und Tirol geboren, die anderen stammen aus der im Osten Österreichs gelegenen Steiermark. Gemeinsamkeiten bilden die Jahrgänge, die Berufsfelder und das Alter zum Zeitpunkt der Auswanderung. Obwohl nicht explizit gesucht, meldeten sich vorwiegend Gesprächspartnerinnen und -partner derselben Generation und einer ähnli-

---

<sup>4</sup> Harald Welzer, Vom Zeit- zum Zukunftszeugen. Vorschläge zur Modernisierung der Erinnerungskultur, in: Norbert Frei, Martin Sabrow (Hg.), Die Geburt des Zeitzeugen nach 1945, Göttingen 2010, S. 43.

<sup>5</sup> Die Interviews wurden im Zeitraum vom 27. Juni 2015 bis 1. Juli 2015 im Kanton Bern und im Kanton Zürich geführt, mittels eines Aufnahmegeräts festgehalten und wörtlich transkribiert. Vier der fünf Protagonisten haben sich bereit erklärt, mit Namen erwähnt zu werden. C. L. dagegen möchte anonym bleiben. Karl Burger lebt heute in Münsingen (BE), Annemarie Hüppi in Jona (SG), C. L. in Bern, Helga Nyffenegger in Kloten (ZH) und Peter Wisiol in Belmont sur Lausanne (VD) und Bern. Die Mitgliedschaft in den Österreicher-Vereinen der Kantone Bern und Zürich entspricht nicht immer den aktuellen Wohnorten der Befragten, was auf einzelne Wohnsitzwechsel zurückzuführen ist.

chen beruflichen Prägung. Vier der Befragten waren zum Zeitpunkt ihrer Auswanderung im Dienstleistungsbereich tätig: zwei in der Gastronomie, zwei in der Lebensmittelbranche. Nur eine Person kam zu Bildungszwecken in die Schweiz.<sup>6</sup> Alle fünf wanderten im Alter von achtzehn bis zwanzig Jahren aus Österreich aus.

## Forschungsstand

Die Migrationsgeschichte gehört innerhalb der Geschichtswissenschaft zu den expandierenden Bereichen. Neben zahlreichen meist sozialhistorisch und nationalstaatlich orientierten Fallstudien entstanden Anfang der 2000er-Jahre grosse Überblicksdarstellungen mit Fokus auf europäische Wanderungsbewegungen, etwa die Arbeiten von Klaus Bade.<sup>7</sup> Für die Schweiz gibt Etienne Piguet einen Überblick über Zusammensetzung, Struktur, Tätigkeit und Partizipation der ausländischen Bevölkerung.<sup>8</sup> Als besonders gut dokumentierter Teilaspekt der schweizerischen Migrationsforschung gilt die italienische Immigration. So hat etwa Ernst Halter die italienische Arbeitsmigration der letzten 120 Jahre unter wirtschafts-, integrations- und kulturgeschichtlichen Aspekten untersucht.<sup>9</sup>

Die österreichische Zuwanderung stiess innerhalb der schweizerischen Geschichtsforschung erst vor Kurzem auf Interesse. Im Gegensatz dazu wurden auf österreichischer Seite einige Publikationen über Wanderungsbewegungen in die Schweiz veröffentlicht. Mitte der 1990er-Jahre entstand ein sozial-, wirtschafts- und rechtsgeschichtliches Werk über die weltweite Aus-

---

6 Karl Burger kam als Koch, Annemarie Hüppi als Servicekraft, Helga Nyffenegger als Verkäuferin für Feinkost, Peter Wisiol als Zuckerbäcker und C. L. zur Ausbildung als Laborgehilfin in die Schweiz.

7 Klaus J. Bade, *Europa in Bewegung. Migration vom späten 18. Jahrhundert bis in die Gegenwart*, München <sup>2</sup>2000; Klaus J. Bade, Pieter C. Emmer, Leo Lucassen, Jochen Oltmer (Hg.), *Enzyklopädie Migration in Europa. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Paderborn <sup>3</sup>2010.

8 Etienne Piguet, *L'immigration en Suisse depuis 1948. Une analyse des flux migratoires*, Zürich 2005.

9 Ernst Halter (Hg.), *Das Jahrhundert der Italiener in der Schweiz*, Zürich 2003.

wanderung aus Österreich.<sup>10</sup> Der darin publizierte Beitrag von Ulrike Pröll befasst sich mit der durch Auswanderungsagenturen in die Schweiz vermittelten, vorwiegend aus dem Burgenland abgewanderten Bevölkerung in der unmittelbaren Nachkriegszeit.<sup>11</sup> 2010 lancierten die Historikerinnen Anita Pretenthaler-Ziegerhofer, Karin Schmidlechner und Ute Sonnleitner ein Forschungsprojekt über die steirische Auswanderung in die Schweiz in den ersten beiden Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg. Die mithilfe von Zeitzeugeninterviews erarbeiteten Ergebnisse publizierten sie 2011.<sup>12</sup> Schliesslich legte Andrea Althaus 2017 mit ihrer Dissertation die bislang umfassendste Aufarbeitung der weiblichen, österreichischen und deutschen Arbeitsmigration in die Schweiz vor. Die Autorin zeichnet anhand lebensgeschichtlicher Erzählungen die Migrationserfahrungen von Hausmädchen und weiblichen Gastgewerbeangestellten nach, die zwischen 1920 und 1965 in die Schweiz einwanderten. Das gesammelte Material bildet für Althaus die Grundlage für eine geschlechtergeschichtliche Analyse weiblicher Arbeitsmigration mit Bezügen zur schweizerischen Migrationspolitik und zu Überfremdungsdiskursen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Der vorliegende Artikel möchte die Beiträge zur österreichischen Migration in die Schweiz insofern ergänzen, als dass er auf einen späteren Zeitraum (1959–1972) fokussiert und sich nicht nur auf die Abwanderung von Personen desselben Geschlechts und derselben Herkunftsregion begrenzt. Innerhalb der ausländischen Bevölkerung der Schweiz bildeten die österreichischen Einwanderer während der untersuchten Periode eine marginale Gruppe. Die Süd-Nord-Migration aus Italien, Spanien und Portugal überwog klar und bestimmte sowohl die Integrationspolitik als auch den öffentlichen Diskurs. Dennoch stellt diese für die Schweiz atypische Migrationsgruppe innerhalb der österreichischen Migrationsgeschichte eine bedeutende Wan-

---

<sup>10</sup> Traude Horvath, Gerda Neyer (Hg.), *Auswanderungen aus Österreich. Von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart*, Wien, Köln, Weimar 1996.

<sup>11</sup> Ulrike Pröll, *Österreichische Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen in der Schweiz. «Für mich war Ausland immer dort, wo man mich nicht versteht»*, in: Traude Horvath, Gerda Neyer (Hg.), *Auswanderungen aus Österreich. Von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart*, Wien, Köln, Weimar 1996, S. 323–359.

<sup>12</sup> Anita Pretenthaler-Ziegerhofer, Karin M. Schmidlechner, Ute Sonnleitner, *Haus-tochter gesucht. Steirische Arbeitsmigrantinnen in der Schweiz*, Graz 2011.

derungsbewegung dar, zumal in den 1960er- und 1970er-Jahren so viele Österreicherinnen und Österreicher in die Schweiz einwanderten wie nie zuvor.

## **Migration aus Österreich in die Schweiz nach 1945 – ein Überblick**

Obwohl die Schweiz für Österreicher und Österreicherinnen schon seit dem 19. Jahrhundert ein bedeutendes Auswanderungsziel war, kam es vor allem im 20. Jahrhundert zu breiten Migrationsbewegungen. Um 1910 hielten sich 37 000 österreichisch-ungarische Zuwanderer in der Schweiz auf. Nach den Zäsuren der Weltkriege nahm die Emigration von Österreichern in die Eidgenossenschaft erneut zu.<sup>13</sup> Mit seinen intakten Produktionsanlagen inmitten eines verwüsteten Europas war die Schweiz für Einwanderer in der unmittelbaren Nachkriegszeit ein begehrtes Ziel. Im Zuge der Anwerbung von Gastarbeiterinnen und Gastarbeitern kamen nicht nur eine grosse Zahl von – durch staatliche Behörden vermittelte – Arbeitsmigranten aus Italien in die Schweiz, sondern auch aus Österreich und Deutschland.<sup>14</sup> Während innerhalb der italienischen Migration die Männer deutlich in der Mehrzahl waren und in typischen Männerberufen wie dem Baugewerbe arbeiteten, stellten bei der deutschen und österreichischen Einwanderungsgruppe bis etwa 1960 junge Frauen die Mehrheit.<sup>15</sup> Sie kamen vorwiegend aus strukturell schwachen und vom Krieg stark in Mitleidenschaft gezogenen Gebieten aus Süddeutschland und dem Osten Österreichs<sup>16</sup> und arbeiteten vor allem im Haus-

---

13 Marc Vuilleumier, Art. Schweiz, in: Klaus J. Bade, Pieter C. Emmer, Leo Lucassen, Jochen Oltmer (Hg.), *Enzyklopädie Migration in Europa. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Paderborn <sup>3</sup>2010, S. 200.

14 Federica Bertagna, Marina Maccari-Clayton, Art. Italien, in: Klaus J. Bade, Pieter C. Emmer, Leo Lucassen, Jochen Oltmer (Hg.), *Enzyklopädie Migration in Europa. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Paderborn <sup>3</sup>2010, S. 205.

15 Ebd.

16 Sylvia Hahn, Art. Österreich, in: Klaus J. Bade, Pieter C. Emmer, Leo Lucassen, Jochen Oltmer (Hg.), *Enzyklopädie Migration in Europa. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Paderborn <sup>3</sup>2010, S. 183.

dienst, in der Gastronomie oder in der Hotellerie.<sup>17</sup>

Der Ausländeranteil stieg, gemessen an der schweizerischen Wohnbevölkerung, von zunächst 6 Prozent (um 1950) über 11 Prozent (um 1960) auf 17 Prozent (um 1970).<sup>18</sup> Ausländische Arbeitskräfte stellten 1950 etwa 8 Prozent der in der Schweiz Erwerbstätigen, davon bildete die italienische Erwerbstätigen­gruppe rund die Hälfte. 1960 wurden bereits über 20 Prozent und 1970 etwa 22 Prozent aller Stellen mit Ausländerinnen und Ausländern besetzt.<sup>19</sup> Im Zuge der industriewirtschaftlichen Einbrüche in den 1960er- und 1970er-Jahren wurde der Dienstleistungssektor zum Sektor mit den meisten Beschäftigten. Ausserdem vollzog sich eine gesellschaftliche Umstellung, weg von Hausangestellten hin zum «dienstbotenlosen» Haushalt.<sup>20</sup> Innerhalb des Dienstleistungssektors war vor allem das Gastgewerbe personalintensiv. Die offenen Stellen in diesen Branchen fingen einerseits einige zuvor im Hausdienst angestellte Migrantinnen und Migranten auf, andererseits wurden sie mit frisch eingewanderten Ausländern belegt. Den Berufen und Aussagen der für diese Arbeit befragten österreichischen Zeitzeugen zufolge waren vier der fünf Personen dem Arbeitskräftemangel dieser Periode gefolgt.

Die österreichische Zuwanderung in die Schweiz steigerte sich von einer Gesamtzahl von 22 153 Personen im Jahr 1950 auf 37 762 im Jahr 1960. 1970 erreichte sie schliesslich mit 44 734 Personen ihren Höhepunkt. Erst 1970 überholten die Männer die Frauen – 1950 hatte der Frauen- den Männeranteil noch um ein Dreifaches überstiegen.<sup>21</sup>

---

17 Vgl. Althaus, *Vom Glück in der Schweiz*.

18 Eidgenössisches Statistisches Amt, *Eidgenössische Volkszählung, 1950–1970*. Bundesamt für Statistik, *Eidgenössische Volkszählung, 1980*. Eigene Berechnung.

19 Bertagna, Maccari-Clayton, *Art. Italien*, S. 205.

20 Althaus, *Vom Glück in der Schweiz*, S. 16.

21 Adelheid Bauer-Fraiji, Abderrahim Fraiji, *Auswanderungen von Österreichern und Österreicherinnen nach 1945*. Statistische Darstellung, in: Traude Horvath, Gerda Neyer (Hg.), *Auswanderungen aus Österreich. Von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart*, Wien, Köln, Weimar 1996, S. 288 f.



## Migrationsfaktor Auswanderung – Abenteuer und Karriere

Nach Gerda Neyer ist die Auswanderung aus Österreich ab der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts durch die Individualisierung von Auswanderungen und die damit verbundene Diversifikation der Auswanderungsgründe gekennzeichnet.<sup>22</sup> In der unmittelbaren Nachkriegszeit lässt sich zunächst eine ökonomisch motivierte Wanderungsbewegung innerhalb gewisser Berufsgruppen feststellen. Aufgrund hoher Arbeitslosigkeit und schlechter Wirtschaftslage in Österreich gingen vornehmlich junge Frauen in die Schweiz, um eine Stelle als Haus- oder Gastgewerbeangestellte anzutreten. Doch wäre es zu kurz gegriffen, diese Migration ausschliesslich unter wirtschaftlichem Gesichtspunkt und mit Erklärungsmodellen wie der neoklassischen *Push-and-Pull-Theorie* zu interpretieren, der zufolge die Zu- und Abwanderung mit Angebot und Nachfrage von Arbeitsplätzen korreliert. Wie Althaus in ihrer Untersuchung weiblicher Arbeitsmigration zeigt, lassen sich die Gründe für eine Auswanderung auch innerhalb dieser Berufsgruppen nicht ausschliesslich auf die hohen schweizerischen Löhne zurückführen.<sup>23</sup>

Obwohl man die Wanderungsbewegung der befragten Zeitzeugen durchaus als Arbeitsmigration bezeichnen kann, erweisen sich die Auswanderungsentscheide als heterogen. So war es nicht finanzielle Not oder die Suche nach einem Arbeitsplatz, die Peter Wisiol dazu bewegten, ins Ausland zu ziehen, sondern schlicht Neugier: «Ich bin begeisterter Briefmarkensammler und hatte dadurch viel Fernweh.»<sup>24</sup> Helga Nyffenegger dagegen wurde von ihrer Mutter als Dienstmädchen in die Schweiz geschickt:

Nach der Lehre [bin ich] gleich darauf [...] in die Schweiz gegangen, weil meine Mutti gesagt hat, sie konnte damals nicht, weil sie sich in meinen Vater verliebt hat

---

22 Gerda Neyer, Auswanderungen aus Österreich. Ein Streifzug durch die «andere» Seite der Österreichischen Migrationsgeschichte, in: Traude Horvath, Gerda Neyer (Hg.), Auswanderungen aus Österreich. Von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart, Wien, Köln, Weimar 1996, S. 23.

23 Vgl. Kap. Migrationserzählungen, in: Althaus, Vom Glück in der Schweiz, S. 199–239.

24 Interview mit Peter Wisiol, 27. Juni 2015, Bern.

und schwanger wurde. Deshalb sollte ich gehen. Da war ich gut 19 Jahre alt. Damals wusste ich aber gar nicht so genau, wo die Schweiz überhaupt ist.<sup>25</sup>

Annemarie Hüppi wiederum zog es nicht der Arbeit wegen in die Schweiz, sondern wegen ihres damaligen Lebenspartners. Dagegen gaben Karl Burger und C. L. an, ihren Auswanderungsentscheid eng an den Wunsch nach einer höheren Ausbildung und beruflichen Entfaltungsmöglichkeiten geknüpft zu haben. Karl Burger wanderte nach seiner Kochlehre aus, «weil damals in den 70er-Jahren ist man als Koch von der Schweiz aus in die Welt hinaus gegangen. Man ist nicht gekommen wegen dem Geld, sondern nur wegen dem Zeugnis – im Gastgewerbe zumindest.»<sup>26</sup>

Auch C. L. wollte sich in der Schweiz weiterbilden. Nachdem sie dem Drängen ihrer Eltern nachgegeben und die Handelsschule absolviert hatte, äusserte sie ihnen gegenüber ihren eigentlichen Berufswunsch:

[Ich] sagte, ich möchte ins Labor. Aber ich durfte keine Matura machen, damals, als Mädchen. Das war nur für die Buben. Sie liessen mich dann aber schlussendlich die Ausbildung als Laborarbeiterin machen. Dummerweise gab es die aber nicht in Österreich. Das gab es nur in Deutschland und der Schweiz. Ja, und so bin ich in die Schweiz gekommen. Mit 18 Jahren.<sup>27</sup>

Die Äusserungen der letzten beiden Interviewpartner lassen sich unter dem von Bade eingeführten Begriff der *betterment migration* subsumieren.<sup>28</sup> Er beschreibt eine Migrationsgruppe, die sich durch das Erlangen höherer Qualifikationen eine spätere Besserstellung auf dem Arbeitsmarkt erhofft. Dabei spielen Aspekte wie Armut innerhalb der Herkunftsgesellschaft als Auslöser für Migration dennoch keine zwingende Rolle.<sup>29</sup> Im Zuge des nachkriegszeitlichen Wirtschaftsaufschwungs verbesserte sich die wirtschaftliche Situation auch in Österreich. Ab Mitte der 1950er-Jahre litt die österreichische Bevölkerung weder unter hoher Arbeitslosigkeit noch unter politischen Konflikten oder ökologischen Katastrophen. Keiner der Zeitzeugen gab an, einer prekären

<sup>25</sup> Interview mit Helga Nyffenegger, 28. Juni 2015, Bern.

<sup>26</sup> Interview mit Karl Burger, 27. Juni 2015, Münsingen (BE).

<sup>27</sup> Interview mit C. L., 27. Juni 2015, Bern.

<sup>28</sup> Bade, *Europa in Bewegung*, S. 12.

<sup>29</sup> Hahn, *Historische Migrationsforschung*, S. 31.

ren Lebenssituation entflohen oder wegen der hohen Löhne in die Schweiz gekommen zu sein. Aus diesem Grund wäre es falsch, die Auswanderungsgründe der befragten Österreicher auf rein wirtschaftliche Aspekte zu reduzieren. Vielmehr sind Aussagen über bessere Ausbildungs- und Arbeitsmöglichkeiten – im Sinne von Neyers Diversifikationsthese – als ein mögliches Motiv neben die Suche nach persönlichem Lebensglück, jugendliche Neugier, Fernweh, Abenteuerlust oder grössere individuelle Entfaltungsmöglichkeiten zu stellen.<sup>30</sup>

### **Faktor Integration – Eingliederung und Diskriminierung**

Der Integrationsbegriff wird innerhalb der Migrationsforschung im weitesten Sinn als die Eingliederung von Migrantinnen und Migranten in die Mehrheitsgesellschaft definiert. Zusammen mit den Begriffen Assimilation, Segregation und Marginalisierung bildet Integration vier Formen der von John W. Berry in den 1980er-Jahren beschriebenen Akkulturation – «dem Prozess des Hinüberwechselns in die aufzunehmende Kultur».<sup>31</sup> Dabei stellt die Integration ein gelungenes Gleichgewicht zwischen der Beibehaltung der Kultur der jeweiligen Zuwanderungsgruppe und der Übernahme von Werten, Urteilen und Gebräuchen der dominanten Gruppe dar. Diese wiederum akzeptiert die Wünsche und Bedürfnisse der akkulturierenden Gruppe.<sup>32</sup>

Welche Einflüsse Integrationsmechanismen bei den befragten österreichischen Einwanderinnen und Einwanderern beschleunigten und inwieweit Momente von Diskriminierung diese hemmten, wird nachfolgend im Kontext des Überfremdungsdiskurses, des schweizerischen Einbürgerungsverfahrens und des sozialen Umfelds der Migrierenden behandelt.

Als die Interviewten zwischen 1959 und 1972 in die Schweiz einwanderten, war eine Annäherung der Mehrheitskultur an ausländische Migrierende

---

<sup>30</sup> Neyer, Auswanderungen aus Österreich, S. 24.

<sup>31</sup> Marita Krauss, Integration und Akkulturation. Eine methodische Annäherung an ein vielschichtiges Phänomen, in: Mathias Beer, Martin Kintzinger, Marita Krauss (Hg.), Migration und Integration. Aufnahme und Eingliederung im historischen Wandel, Stuttgart 1997, S. 14.

<sup>32</sup> Ebd., S. 21.

keinesfalls gegeben. «Ausländer», schreibt Marc Vuilleumier, «galten [...] in weiten Teilen der schweizerischen Öffentlichkeit als Bedrohung für die gesellschaftliche Ordnung und die nationalen Werte.»<sup>33</sup> Zu jener Zeit wurde der sogenannte Überfremdungsdiskurs erneut virulent, der sich vor allem in der negativen Einstellung gegenüber der mentalen und kulturellen Verschiedenheit von Schweizern und Ausländern äusserte.<sup>34</sup> Wirtschaftlich erachtete man die oft aktiv angeworbenen ausländischen Arbeitskräfte zwar als unabdingbar. Politisch und gesellschaftlich stieg hingegen die Besorgnis vor dem Einfluss ungenügend assimilierter Kulturen, der – so hiess es von offizieller Seite – «so stark ist, dass [...] die Bevölkerung ihre Lebensverhältnisse nicht mehr auf Grund ihrer eigenständigen Traditionen» gestalten konnte.<sup>35</sup> Etienne Piguet schlussfolgert, Xenophobie beruhe daher nicht ausschliesslich auf der Anzahl Ausländer, sondern vor allem auf der kulturellen Verschiedenheit gegenüber der Mehrheitsgesellschaft.<sup>36</sup>

Trotz behördlicher Bestrebungen zur Förderung der Integration rissen die Überfremdungängste innerhalb der Bevölkerung nicht ab.<sup>37</sup> Xenophobe Reaktionen wurden von einzelnen Politikern aufgegriffen und gipfelten 1970 in der Überfremdungsinitiative, die auf den Rechtskonservativen James Schwarzenbach zurückging. Die Initiative wollte die Ausländerquote stark beschränken, was zu einer Ausweisung von ungefähr 300 000 Menschen geführt hätte. Nach einem emotionalen Abstimmungskampf wurde die Initiative letztlich mit 54 Prozent Nein-Stimmen knapp verworfen.<sup>38</sup>

Bei den befragten Zeitzeugen hinterliess die Periode der Überfremdungsinitiative einen negativen Eindruck, der von Diskriminierung geprägt war. Für C. L. bedeutete die Initiative eine schnellstmögliche Assimilation im Bereich der Sprache.

---

33 Vuilleumier, Art. Schweiz, S. 202.

34 Vuilleumier, Art. Schweiz, S. 202.

35 Bundesamt für Industrie, Gewerbe und Arbeit (Hg.), Bericht der Studienkommission für das Problem der ausländischen Arbeitskräfte, Bern 1964, S. 136.

36 Piguet, L'immigration en Suisse depuis 1948, S. 33.

37 Vuilleumier, Art. Schweiz, S. 202.

38 Thomas Maissen, Geschichte der Schweiz, Baden <sup>5</sup>2015, S. 294 f.

Ganz am Anfang, als ich 1970 in die Schweiz kam, da war gerade die Schwarzenbach-Initiative [Überfremdungs-Initiative, A. d. V.], das war recht schwierig. ‘Ah, du bist Ausländerin, mit dir reden wir nicht! Mit dir wollen wir nichts zu tun haben!’ Deshalb habe ich mir Mühe gegeben, um Schweizerdeutsch zu lernen. Die Barriere war die Sprache, das hat man richtig gemerkt. Danach hat sich die Ausländerfeindlichkeit verlaufen.<sup>39</sup>

Peter Wisiol erinnert sich: «Damals war auch die berühmte Schwarzenbach-Initiative – das war ganz schlimm. Es sind viele weggegangen.»<sup>40</sup>

Karl Burger konnte durch einen administrativen Trick seiner Ausweisung entgehen:

Genau zu dieser Zeit ist die Schwarzenbach-Initiative lanciert worden, die Ausländerinitiative. Deshalb hätte ich nach dem Militär in Österreich nicht mehr in die Schweiz kommen dürfen. Doch mein Chef [...], bei dem ich zuvor in der Schweiz gearbeitet habe, war sehr zufrieden mit mir und hat mich deshalb gar nie abgemeldet – deshalb hab ich trotzdem einreisen dürfen.<sup>41</sup>

Abgesehen von der Überfremdungsinitiative erlebten die Zeitzeugen aber nur anfänglich diskriminierende Momente. Karl Burger machten zunächst die *Österreicher-Witze*, deren Pointe stets die Überlegenheit des Schweizers betont, zu schaffen. Annemarie Hüppi wurde angefeindet, weil sie im Service eine Bestellung auf Französisch nicht verstand, was einhergeht mit C. L.s Äusserung über Ausgrenzung aufgrund sprachlicher Unterschiede. Peter Wisiol, der in die französischsprachige Schweiz migrierte, erinnerte sich hingegen an keine feindliche Äusserung seitens der schweizerischen Bevölkerung. Er führte die Anekdote von einem belgischen Migrant an, der ihn als *Judenverfolger* beschimpft hatte. Diese Beleidigung zeigt auf, dass nationalistische Verallgemeinerungen nicht ausschliesslich von der Mehrheitsgesellschaft ausgehen, sondern dass sich Migrationsgruppen auch untereinander nicht vorurteilsfrei begegnen.

Die oben genannten Beispiele können als Diskriminierung aufgrund kultureller Unterschiede zusammengefasst werden. Keiner der Zeitzeugen

---

39 Interview mit C. L., 27. Juni 2015, Bern.

40 Interview mit Peter Wisiol, 27. Juni 2015, Bern.

41 Interview mit Karl Burger, 27. Juni 2015, Münsingen (BE).

sprach über administrative Hürden bei der Beantragung einer Aufenthaltsgenehmigung oder fremdenpolizeiliche Anforderungen. Diese wurden in der Erinnerung offensichtlich als nicht-diskriminierend empfunden. Dies entspricht der These, nach der sich der Überfremdungsdiskurs vorwiegend im Feld der sich differenzierenden Kulturen und Mentalitäten abspielte.

Die Schweiz kannte seit Anfang des 20. Jahrhunderts zwei konträre Konzepte der Integration. Um die Jahrhundertwende sprachen sich Kantone mit grossen städtischen Zentren und hohem Ausländeranteil für eine liberale Einbürgerungspraxis aus. Migrantinnen und Migranten, vor allem der zweiten Generation, sollten durch eine erleichterte Einbürgerung die schweizerische Demokratie und Wirtschaft stärken. Das Vorhaben wurde 1903 vom Bund unterstützt, was kantonale Einbürgerungsrechte auf Basis des *ius soli* nach sich zog.<sup>42</sup> Schon 1919 wurde dieses Verfahren allerdings wieder fallengelassen. Durch die Flüchtlingswellen der Weltkriege, die Weltwirtschaftskrise und die hohe Arbeitskräfterekrutierung bei gleichzeitigem Aufstieg des Wohlfahrtsstaates entwickelte die Schweiz – wie andere Nationalstaaten auch – in den folgenden Jahrzehnten eine restriktive Migrationspolitik. Zwar gaben die Bundesbehörden das Rotationsprinzip, wonach sich Arbeitsmigranten nur temporär in der Schweiz aufhalten durften, Ende der 1960er-Jahre faktisch auf und erleichterten die Niederlassung und den Familiennachzug. Die Voraussetzung für den Erhalt der Staatsbürgerschaft wurde aber vor allem an einer gelungenen Integration gemessen. Während bei der Vergabe des Bürgerrechts der Bund und die Kantone nur noch Minimalbedingungen wie Strafregistereinträge und Wohnsitzdauer prüften, verfügten die Gemeinden über eigene, meist strengere Vorschriften. Sie stellten Integrationsanforderungen nach eigenen Massstäben und entschieden letztlich über die Einbürgerung.<sup>43</sup> Ausländerinnen und Ausländer, die nicht eingebürgert, aber langfristig in der Schweiz wohnhaft waren, erhielten eine Niederlas-

---

<sup>42</sup> Regula Argast, Staatsbürgerschaft und Nation. Ausschliessung und Integration in der Schweiz 1848–1933, Göttingen 2007, S. 178–185.

<sup>43</sup> Vgl. Michal Arend, Einbürgerung von Ausländern in der Schweiz, Basel, Frankfurt a.M. 1991.

sungsbewilligung, die sie mit Ausnahme einiger weniger Kantone und Gemeinden von politischen Rechten ausschloss.<sup>44</sup>

Die Aussagen der Zeitzeugen zeigen auf, dass die Möglichkeiten, als Ausländer abzustimmen oder sich einbürgern zu lassen, innerhalb des persönlichen Integrationsempfindens nicht an erster Stelle standen. So meinte Peter Wisiol, der sich später im Kanton Waadt niederliess und auf regionaler Ebene hätte abstimmen können, in Bezug auf das Ausländerstimmrecht:

Wir dürfen [...] wählen in der Gemeinde, aber ich kenne niemanden. Wen soll ich denn wählen, ich weiss nicht, was der für eine Gesinnung hat? Ich schmeisse die dicken Informationsprospekte immer in den Papierkorb. Politik interessiert mich nicht.<sup>45</sup>

Ähnliches Desinteresse zeigten die Interviewpartner beim Thema Einbürgerung. Obwohl sie für eine Einbürgerung infrage kamen, liessen sich vier von fünf nicht einbürgern. Gründe dafür waren vorwiegend die hohen Kosten, die auf den Antragsteller zugekommen wären, aber auch persönliche Gründe wie der Verlust der eigenen Staatsbürgerschaft, da der österreichische Staat keine Doppelstaatsbürgerschaft vorsah. Dazu Karl Burger:

Eingebürgert habe ich mich nie, aus dem Grund, weil es damals eineinhalb Bruttomonatslöhne gekostet hat. Doch wir haben das Geld anderweitig gebraucht, weil wir sehr jung geheiratet haben und die Eltern auf beiden Seiten verstorben sind. 5000 Franken waren zu viel Geld. Aber im Jahr 1995 hätte ich mich für 200 Franken einbürgern lassen können. Da gab es eine Aktion in Ostermundigen, da sie neue Bürger gebraucht haben. [...] Trotzdem hab ich es nicht gemacht.<sup>46</sup>

---

<sup>44</sup> Heidi Armbruster, Der rechtliche Rahmen. Einwanderungsbestimmungen einiger Zielländer österreichischer Nachkriegsemigration, in: Traude Horvath, Gerda Neyer (Hg.), Auswanderungen aus Österreich. Von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart, Wien, Köln, Weimar 1996, S. 344.

<sup>45</sup> Interview mit Peter Wisiol, 27. Juni 2015, Bern.

<sup>46</sup> Interview mit Karl Burger, 27. Juni 2015, Münsingen (BE).

Peter Wisiol argumentierte ähnlich:

Ich habe später mal versucht, mich einzubürgern, aber Österreich will ja keine zwei Nationalitäten. Wenn ich Schweizer werde verliere ich den österreichischen Pass. Aber ich will mich doch nicht in Österreich wie ein Ausländer fühlen [...].<sup>47</sup>

Für C. L. waren die Gründe gegen eine Einbürgerung familiärer Natur. Die Rückgabe des österreichischen Passes kam ihr zufolge nahezu einem Verrat an der Familie gleich, denn sie fühlte sich über die gemeinsame Staatsbürgerschaft mit ihrer Familie verbunden:

Nein, das kommt für mich nicht infrage. Früher habe ich mir das mal überlegt, aber dann habe ich gedacht, das kann ich dem Papa nicht antun. [...] Ich kann ja alles gleich machen wie die Schweizer, ich kann nur nicht abstimmen.<sup>48</sup>

Durch die Argumentation von Karl Burger, Peter Wisiol und C. L. kann festgestellt werden, dass der Verlust der Staatsbürgerschaft mit einem teilweisen Verlust der eigenen Identität einhergehen kann. Sie lehnten die Einbürgerung ab, obwohl sie nach wie vor ungehindert nach Österreich hätten reisen können. Die Aussicht, ihre politische Passivität in der Schweiz aufgeben zu können, wog den Verlust der Staatsbürgerschaft nicht auf.<sup>49</sup> Der österreichische Pass stellte für die Befragten eine Verbindung mit dem Herkunftsland dar, auch wenn die Dauer des Aufenthalts in der Schweiz ihre Wohnsitzdauer in Österreich bei Weitem überstieg. Mit der Möglichkeit einer Doppelstaatsbürgerschaft hätten sich die Ängste vor einem Identitätsverlust und einer Entwurzelung hingegen relativiert.

Einen weiteren Grund für die Nichteinbürgerung nannte Annemarie Hüppi. Sie empfand das Einbürgerungsverfahren als diskriminierend:

Die Einbürgerung war für mich kein grosses Thema. Ich habe mich einmal interessiert dafür, aber – es kommt natürlich auf die Ortschaft drauf an – zum Beispiel in

---

<sup>47</sup> Interview mit Peter Wisiol, 27. Juni 2015, Bern.

<sup>48</sup> Interview mit C. L., 27. Juni 2015, Bern.

<sup>49</sup> Der mit der Annahme des schweizerischen Bürgerrechts einhergehende Verzicht auf die politischen Rechte in Österreich wäre für die Befragten wohl hingenommen worden. Keiner von ihnen machte während des Gesprächs Angaben über den Gebrauch seines Wahlrechts in Österreich.



Jona kommt das vor die Gemeindeversammlung. Das finde ich diskriminierend. Wenn irgendjemanden meine Nase nicht gefällt, kann ich aus diesem Grund nicht eingebürgert werden. Ich habe zwar noch nie gehört, dass einer nicht eingebürgert wurde, trotzdem finde ich, dass sich das einfach nicht gehört, dass die Gemeinde abstimmt, ob sie den will oder nicht.<sup>50</sup>

Im Gegensatz zu anderen Ländern wurde und wird der Einbürgerungsentscheid in der Schweiz nicht nur auf administrativer Ebene, sondern auch an der Urne gefällt. Die Stimmbürger der jeweiligen Gemeinde hatten ein Mitwirkungsrecht, das von Migrantinnen und Migranten häufig als diskriminierend empfunden wurde, da der Entscheid auf für sie wenig beeinflussbaren Faktoren wie Sympathie, Äusserlichkeiten oder kultureller Nähe basierte. Als Bewerber für das Bürgerrecht fühlten sich viele dieser Urnenabstimmung hilflos ausgeliefert. Auch wenn Annemarie Hüppi das Verfahren selbst nie erlebt hatte, waren ihre diffusen Ängste gross genug, um sich dem Einbürgerungsverfahren nicht zu unterziehen.

Innerhalb der befragten Gruppe bildet Helga Nyffenegger eine Ausnahme. Sie wurde durch die Heirat mit ihrem Mann automatisch schweizerische Staatsbürgerin, gab im Interview aber an, «im Herzen immer noch Österreicherin»<sup>51</sup> zu sein.<sup>52</sup> Nach der Scheidung beantragte sie auch prompt – allerdings erfolglos – die Wiedererlangung des österreichischen Passes.

Die geringe Bereitschaft der fünf Zeitzeuginnen und -zeugen, sich einbürgern zu lassen, steht exemplarisch für die niedrige Zahl an Einbürgerung der letzten Dekaden: Nur 29 000 Österreicherinnen und Österreicher erwarben im Zeitraum von 1945–1996 die Schweizer Staatsbürgerschaft.<sup>53</sup>

Trotzdem waren die Antworten auf die Frage, ob sich die Interviewten in der Schweiz integriert fühlen, durchweg positiv. Karl Burger fühlte sich

<sup>50</sup> Interview mit Annemarie Hüppi, 30. Juni 2015, Zürich.

<sup>51</sup> Interview mit Helga Nyffenegger, 28. Juni 2015, Bern.

<sup>52</sup> Bis 1991 erhielten ausländische Frauen durch Heirat mit einem Schweizer sofort die Schweizer Staatsbürgerschaft. Seit 1992 erhalten ausländische Frauen und Männer die Staatsbürgerschaft durch Heirat mit einer Schweizerin oder einem Schweizer nach einer Ehedauer von drei Jahren, aus: Roland Schärer, Einbürgerung und Ausländerwahlrecht in der Schweiz, in: Ulrike Davy (Hg.), Politische Integration der ausländischen Wohnbevölkerung, Baden-Baden 1999, S. 148.

<sup>53</sup> Neyer, Auswanderungen aus Österreich, S. 19.

nicht nur «akzeptiert», sondern eben «vollends integriert».<sup>54</sup> In ihrer Selbstwahrnehmung begriffen sich die Befragten ausnahmslos als Teil der schweizerischen Gesellschaft, auch wenn sie ihre ursprüngliche Staatsangehörigkeit zugunsten des Schweizer Passes nicht aufgegeben hatten.

In diesem Sinn muss die innerhalb der Migrationsforschung etablierte These der politischen Partizipation als Grundvoraussetzung einer gelungenen Integration relativiert werden. Der Grad des persönlichen Integrationsempfindens hängt nicht ausschliesslich von politisch-rechtlichen Elementen ab, sondern wird zum grossen Teil von individuellen und gesellschaftlichen Faktoren bestimmt.

### **Sprache, Familie und Erfolg als Träger einer gelungenen Integration**

Der Kulturbegriff in der Schweiz wird historisch wie gegenwärtig als polysemisch ausgelegt. Sein auffälligstes Merkmal ist die Betonung der kulturellen Vielgestaltigkeit. Diese ist vor allem durch die vier Landessprachen gegeben, und damit einhergehend durch die Verbundenheit mit den drei Kulturräumen der Nachbarländer Deutschland, Frankreich und Italien.

Sich sprachlich in der Eidgenossenschaft zu integrieren, stellte die fünf Zeitzeuginnen und -zeugen vor unterschiedliche Herausforderungen. Zwar waren alle der deutschen Sprache mächtig, doch gingen sie unterschiedlich mit dem Erlernen des schweizerdeutschen Dialekts um. C. L., in Vorarlberg geboren, konnte sich schnell assimilieren, da ihr ursprünglicher Dialekt phonetisch nahe beim schweizerischen liegt. Karl Burger, Annemarie Hüppi und Helga Nyffenegger hingegen wurden in der Steiermark geboren, ihr Dialekt war dem Schweizerdeutschen nicht ähnlich. Im Sinne des von Berry definierten Integrationsverständnisses, das die Anpassung der Minderheit an die Mehrheitsgesellschaft bei gleichzeitiger Beibehaltung der eigenen kulturellen Integrität beschreibt, erlernten die befragten Österreicher den schweizerischen Dialekt nur unter dem Vorbehalt, die eigene österreichische Sprachfärbung nicht gänzlich zu verlieren.

---

<sup>54</sup> Interview mit Karl Burger, 27. Juni 2015, Münsingen (BE).

«Also, ich kann schon ‘Schwiizerdütsch’, aber bei mir merkt jeder, dass ich Österreicherin bin. Bei mir geht das nie mehr weg. [...] Das will ich auch gar nicht», erklärt Annemarie Hüppi.<sup>55</sup> Karl Burger sieht das ähnlich: «Ich rede kein ‘Berndütsch’, aber ‘Schwiizerdütsch’. Die Schweizer erkennen mich aber immer noch als Österreicher – aber das ist kein Nachteil für mich.»<sup>56</sup>

Peter Wisiol sah sich in Sierre mit einer anderen Situation konfrontiert. Zwar lernte er von seinem Vater italienisch, was ihm beim ersten Kontakt mit der französischen Sprache einen Vorteil brachte. Als er allerdings nach jahrelangem Aufenthalt in der Schweiz seinen Beruf als Konditor quittieren und nach einer Umschulung in die Versicherungsbranche einsteigen wollte, stellte sein Vorgesetzter ihn nur unter der Bedingung ein, «dass ich mich der Sprache wegen wirklich anstrengen müsse».<sup>57</sup>

Neben der Sprache spielt das soziale Umfeld eine wichtige Rolle für eine erfolgreiche Integration. Sie wird begünstigt durch «Freundschaften, Heirat oder durch das zivilgesellschaftliche Engagement».<sup>58</sup> Die Interviewten gingen allesamt exogame Beziehungen ein, indem sie sich mit schweizerischen Partnerinnen und Partnern verheirateten. Auch ihre Kinder sind in der Schweiz zur Welt gekommen. Fast alle der Befragten sind Grosseltern und als solche familiär stark in der Schweiz verwurzelt.

Individueller und ökonomischer Erfolg ist ein weiterer Faktor, der die Integration beschleunigen kann. Gute Arbeitsbedingungen und Aufstiegschancen bewirken die «Bejahung des Neuen», was sich in den Aussagen der Befragten widerspiegelt.<sup>59</sup> Sie berichten durchweg enthusiastisch von ihrer Arbeit und ihrem beruflichen Werdegang. Karl Burger hat sich vom Küchengehilfen zum Chef de Service hochgearbeitet; Annemarie Hüppi, gelernte Service- und Hotelfachfrau, leitete Grossküchen mit mehreren Dutzend Mitarbeitenden; C. L. konnte sich bereits nach kurzer Zeit auf dem Gebiet der Mikrobiologie spezialisieren, und Peter Wisiol erhielt mit dem Wechsel vom Bäckerberuf in die Versicherungsbranche ein höheres Einkommen. Auf-

55 Interview mit Annemarie Hüppi, 30. Juni 2015, Zürich.

56 Interview mit Karl Burger, 27. Juni 2015, Münsingen (BE).

57 Interview mit Peter Wisiol, 27. Juni 2015, Bern.

58 Wichmann, Entwicklung der Integrationsmodelle in der Schweiz, S. 55.

59 Krauss, Integration und Akkulturation, S. 16.

schlussreich in Bezug auf den Integrationsansatz von Berry ist die Koppelung der Karriere mit dem *Österreichisch-Sein*. Helga Nyffenegger dazu:

Ich bin halt ein kommunikativer Mensch. Das hab ich auch gemerkt im Verkauf [...] beim *Globus* (schweizerisches Kaufhaus, A. d. V.). Da haben die Leute sogar auf mich gewartet – weil ich anders bedient habe und anders eingepackt habe. [...] Und weil ich immer in Tracht gekleidet war, hat man mich immer als Österreicherin erkannt.<sup>60</sup>

Karl Burger weiss Ähnliches zu berichten:

Während der Zeit im *Bären* (Gasthof in Ostermundigen, A. d. V.) habe ich auch acht Jahre zwischendurch das Restaurant im Schwimmbad gemacht, in den 80er-Jahren. Auf das sprechen mich heute noch Leute an: ‘Sie, Sie kenn ich doch! Schwimmbad Ostermundigen!’ Das sind für mich wirklich die grössten Komplimente. Denn es ist immerhin 30 Jahre her. Der Dialekt trägt natürlich auch dazu bei, dass sie mich wiedererkennen [...].<sup>61</sup>

Schliesslich verband auch Peter Wisiol die Herkunft mit seinem ökonomischen Erfolg – trotz der anfänglichen französischen Sprachbarriere: «Ich habe mich sehr reingehängt und durch meinen österreichischen Charme sehr gute Geschäfte abgeschlossen.»<sup>62</sup>

Innerhalb des Integrationsprozesses nach Berry reagiert die Mehrheitskultur auf die Annäherung der Minderheit im Idealfall positiv. Den befragten Österreichern kamen die kulturelle Andersartigkeit und der Dialekt im Zuge ihrer Karriere zugute, was – zumindest im Hinblick auf besagte Einwanderungsgruppe – auf eine offene, empfangsbereite, schweizerische Gesellschaft zurückgeführt werden kann. Die Angleichung zwischen Minderheits- und Mehrheitskultur ist in ihrem Fall also gegeben.

---

<sup>60</sup> Interview mit Helga Nyffenegger, 28. Juni 2015, Bern.

<sup>61</sup> Interview mit Karl Burger, 27. Juni 2015, Münsingen (BE).

<sup>62</sup> Interview mit Peter Wisiol, 27. Juni 2015, Bern.

## Faktor Transkulturalität – Leben in zwei Welten

Transkulturalität geht von einem offenen Kulturverständnis aus, das durch Austauschprozesse und Wechselwirkungen Kulturen miteinander verflechtet. Es stellt einen Gegenentwurf zu älteren Konzepten der Multi- oder Interkulturalität dar, die von Kulturen als homogene, monolithische Körper ausgehen.<sup>63</sup> Der Begriff der Transkulturalität ist eng verknüpft mit dem der Transnationalität; innerhalb der Migrationswissenschaft werden beide herangezogen, um Gemeinschaften und Lebensweisen zu beschreiben, die sich über weite, oft grenzüberschreitende Distanzen hinweg konstruieren.<sup>64</sup> In dieser Arbeit soll dem Begriff der Transkulturalität Vorzug gegeben werden, da er die sich im Laufe der Geschichte vielfach veränderten Länder-, Reichs- und Staatsgrenzen berücksichtigt und demnach besser geeignet ist, historische Gesellschaften zu analysieren. Der Migrationshistoriker Dirk Hoerder definiert Transkulturalität als den Zustand, in mehreren sich unterscheidenden Kulturen zu leben und somit einen transkulturellen Raum zu erzeugen, der Verbindungen sowohl zur Herkunftsgesellschaft als auch zur Ankunftsgesellschaft herstellt.<sup>65</sup> Durch transkulturelle Räume können Eingewanderte ihre kulturelle Integrität bewahren, pflegen und weitergeben. Sie entkommen so der Gefahr einer Entwurzelung, da sie sich bewusst neue «kulturelle Zugehörigkeiten, Sinnstrukturen und Kommunikationskanäle» schaffen.<sup>66</sup> In diesem Sinne stellt das Konzept der Transkulturalität eine weitere Komponente in dem von Berry formulierten Integrationskonzept dar.

Des Weiteren anerkennt der Begriff der Transkulturalität, dass sich Kulturen ständig wandeln und man sich mehreren Kulturen gleichzeitig zugehö-

---

<sup>63</sup> Melanie Hühn, Dörte Lerp, Knut Petzold, Miriam Stock, In neuen Dimensionen denken? Einführende Überlegungen zu Transkulturalität, Transnationalität, Transstaatlichkeit und Translokalität, in: dies. (Hg.), Transkulturalität, Transnationalität, Transstaatlichkeit, Translokalität. Theoretische und empirische Begriffsbestimmungen, Berlin 2010, S. 24.

<sup>64</sup> Ebd., S. 13.

<sup>65</sup> Zitat frei übersetzt aus dem Englischen und paraphrasiert wiedergegeben, aus: Hahn, Historische Migrationsforschung, S. 36.

<sup>66</sup> Hühn, Lerp, Petzold, Stock, In neuen Dimensionen denken?, S. 18.

rig fühlen kann.<sup>67</sup> Bereits im vorherigen Kapitel wurde die polysemische Verfasstheit der schweizerischen Kultur genannt. Natürlich darf innerhalb des Transkulturalitätskonzepts auch die österreichische Kultur nicht als monolithisch dargestellt werden. Auch sie ist durch soziale und regionale Besonderheiten geprägt, die sich oftmals durch eine Ost-West-Dynamik kennzeichnen – repräsentiert durch die alpinen, eher provinziellen Bundesländer im Westen und den urbanen, industrialisierten im Osten.

Die Zeitzeugeninterviews der fünf Österreicherinnen und Österreicher lassen heimatliche Verflechtungsbeziehungen im Bereich der Kommunikation, der Kulinarik und des Austauschs von Gütern erkennen. Alle Interviewpartner berichteten von regelmässigen Ferientaufenthalten in Österreich: vorwiegend, um Verwandte und Freunde zu besuchen und um die eigenen Kinder mit den Grosseltern zusammenzubringen. Gleichermassen wollten die Ausgewanderten die schweizerischen Ehepartnerinnen und -partner mit Herkunftsland, Familie und kulturellen Gepflogenheiten in Kontakt treten lassen. Längere Aufenthalte verringerten sich zwar, nachdem die Eltern gestorben waren, doch gab keiner der Befragten Urlaubsfahrten ins östliche Nachbarland gänzlich auf. Auch nach bald 60 Jahren in der Schweiz berichtete Helga Nyffenegger von mehreren Busreisen jährlich, die sie nach Österreich unternahm.

Eine diesbezüglich interessante Bemerkung machte C. L.: Sie besuchte ihre Familie, die nur 40 Minuten von ihrem damaligen Wohnort St. Gallen entfernt in Dornbirn lebte, sehr oft. Dabei fielen ihr – obschon sie innerhalb dieser Distanz die Staatsgrenze passieren musste – zwischen Ostschweiz und Vorarlberg weit weniger kulturelle Unterschiede auf als innerhalb der Schweiz:

Vorarlberg und St. Gallen – da merkt man nichts von einer kulturellen Differenz. Was ich eher gemerkt habe, ist der Unterschied zwischen St. Gallen und Bern. Das war eher eine Umstellung für mich.<sup>68</sup>

Neben Aufenthalten partizipierten die fünf Österreicherinnen und Österreicher vor allem durch moderne Kommunikationstechnologien an der Her-

---

<sup>67</sup> Ebd., S. 24.

<sup>68</sup> Interview mit C. L., 27. Juni 2015, Bern.

kunftsgesellschaft. Sylvia Hahn spricht in diesem Zusammenhang von einer «virtuellen Verbundenheit mit den zurückgelassenen Personen, der Region, dem Staat», die «durch die Möglichkeit der täglichen Kommunikation und Information über die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Vorkommnisse [...] in den Herkunftsgebieten durch Internet und Satellitenfernsehen» geschaffen werde.<sup>69</sup> Die Zeitzeugen geben ausnahmslos an, über Briefe, Telefon, E-Mail und Skype mit Zurückgebliebenen in Kontakt zu stehen. Abgesehen davon behauptet Helga Nyffenegger von sich:

Ich bin ein ORF-Fan (Österreichischer Rundfunk, A. d. V.), ich weiss alles [...]. Oft schaue ich die Politikersendungen an. Da steh ich dann manchmal auf vor dem Fernseher und *käppl* (plappere, A. d. V.) so richtig mit. Zeitungen hab ich keine abonniert, ich bin ja modern und nutze das Internet. Da hab ich mehr wie genug von allen neun Bundesländern.<sup>70</sup>

Dass das Interesse am politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Geschehen in Österreich und speziell in den jeweiligen Herkunftsregionen gross ist, beweist auch C. L., die regelmässig die *Vorarlberger Nachrichten* online liest und sich gelegentlich das Gemeindeblatt von Dornbirn kauft. Annemarie Hüppi bleibt über Literatur und Musik mit Österreich verbunden. Während sich die Frauen mehr im politischen und kulturellen Bereich wiederfinden, ist es für die männlichen Befragten vorwiegend der Sport, über den sie sich stark mit dem Heimatland identifizieren. Während Peter Wisiol vom Skisport schwärmt, begeistert sich Karl Burger für den Fussball:

Erst mit dem Teletext in den 90er-Jahren habe ich mich wieder vermehrt über Österreich informiert. Vorher habe ich einfach in den Sportteilen der Schweizer Zeitungen geschaut, wie mein GAK (Grazer Athletiksport Klub, A. d. V.) gespielt hat, und das wars für mich. Erst über den Teletext habe ich viel mehr Kontakt mit Österreich. Ich schaue jeden Tag die Schlagzeilen an. Ich bin natürlich schon als 18-Jähriger in die Schweiz gekommen, mein Leben hat hier begonnen. Aber im Sport bin ich immer noch Österreicher, zumindest wenn Österreich gegen jemand ande-

<sup>69</sup> Hahn, *Historische Migrationsforschung*, S. 35.

<sup>70</sup> Interview mit Helga Nyffenegger, 28. Juni 2015, Bern.

ren spielt. Wenn die Schweiz spielt, bin ich Schweizer. Ganz klare Linie [...]. Österreichische Politik tangiert mich nicht.<sup>71</sup>

Dem Konzept der Transkulturalität im Sinne einer konstanten Verflechtung mit Traditionen, Gebräuchen und kulturellen Praktiken der Herkunftsregion entspricht in den Zeitzeugeninterviews besonders der Bereich der Kulinarik. Aufenthalte in Österreich wurden genutzt, um sich mit heimischen Waren und Delikatessen einzudecken. Ausserdem kochten die Befragten nach wie vor nach österreichischen Rezepten. Wenn Karl Burger in der Küche stand, gab es Wienerschnitzel. Der ehemalige Konditor Peter Wisiol erzählte: «Ich koche noch ab und zu österreichisch: Knödel, Gulasch und Mehlspeisen wie Zopf, Mohnstrudel und vor allem Apfelstrudel – da bin ich Spezialist.»<sup>72</sup> Auch C. L. gab an: «Ich mache Käsespätzle und Griessknödelsuppe. Die mache ich noch selber mit Hartweizengriess. Und auch Frittatensuppe (Suppe mit Einlage, A. d. V.)»<sup>73</sup> Helga Nyffenegger wurde für ihren Apfelstrudel und ihre Vanillekipferl (Süssspeise) bekannt. Und Annemarie Hüppi bereitete regelmässig Szegediner Gulasch (Eintopf) und Kaiserschmarren (Süssspeise) zu. Die Aufzählung macht nebenbei deutlich, dass abgesehen von Nationalgerichten auch Speisen entsprechend der Herkunftsregionen auf den Tisch kamen. Käsespätzle isst man vorwiegend in den westlichen Regionen Österreichs, während das aus der K. u. K.-Monarchie tradierte Szegediner Gulasch eher im Osten Österreichs serviert wird.

Walter Leimgruber spricht auf diesem Gebiet von «Geschmackskonservatismus», der migrierenden Gruppen eigen ist, da für viele Essen ein «Symbol des mitgebrachten kulturellen Selbstverständnisses» darstellt.<sup>74</sup> Essgewohnheiten wandeln sich langsamer als andere Bereiche wie Sprache und Verhaltensregeln. Für Leimgruber – passend zu Berrys Formulierung einer gelungenen Integration – stellen Ernährungsgewohnheiten einen Bereich dar, der zeigt, dass «Integration nicht heissen kann, dass man alles, was man

71 Interview mit Karl Burger, 27. Juni 2015, Münsingen (BE).

72 Interview mit Peter Wisiol, 27. Juni 2015, Bern.

73 Interview mit C. L., 27. Juni 2015, Bern.

74 Walter Leimgruber, Esskultur und Migration. Liebe geht durch den Magen, in: Annika Bangerter, Béatrice Speiser (Hg.), Das Crescenda Modell. Migrantinnen als Unternehmerinnen, Zürich 2014. S. 205.



von seinem Herkunftsland mitbringt, aufgeben muss», sondern dass sich «die alten Erfahrungen [...] so mit den neuen [...] verbinden, dass daraus ein Mensch entsteht, der sich [...] durch dieses Inkorporieren unterschiedlicher Erfahrungen auszeichnet» und dadurch stabil inmitten der Gesellschaft steht.<sup>75</sup>

## Fazit

Bezüglich des Auswanderungsmotivs zeigt sich bei den Befragten ein hohes Mass an Diversität. Sie kamen nicht nur aus Ausbildungs- und Erwerbsgründen in die Schweiz, sondern gaben ebenso Abenteuerlust oder eine Liebesbeziehung als Impuls für eine Auswanderung an. Mit ihren Aussagen bestätigen sie die Kritik der neueren Migrationsgeschichte an ökonomischen Rationalitätsmodellen, die Migrationsströme ausschliesslich auf ein Ungleichgewicht von Angebot und Nachfrage auf dem Arbeitsmarkt zurückführen. Die befragten Österreicherinnen und Österreicher klagen nur über vereinzelte diskriminierende Momente, allerdings nennen alle die Überfremdungsinitiative von 1970 als prägendes Erlebnis.

Kritisch zu bewerten ist zudem die in der Migrationsforschung verbreitete These, eine gelungene Integration sei zwangsläufig mit der Möglichkeit der politischen Partizipation verknüpft. Demgegenüber stehen die Aussagen und das Verhalten der befragten Österreicherinnen und Österreicher, die aus verschiedenen Gründen am Bürgerrecht in der Schweiz kein Interesse zeigten und sowohl der schweizerischen als auch der österreichischen Politik oft gleichgültig gegenüberstanden. Sie bewerteten Eingliederungsfaktoren wie Sprache, Familie und ökonomische Erfolge höher und gaben an, sich durch ihr soziales Umfeld und ihren beruflichen Aufstieg als vollwertiges Mitglied der schweizerischen Gesellschaft zu fühlen. Die Befragten nahmen bestimmte kulturelle Elemente der Schweiz auf, während sie in anderen Bereichen österreichische Charakteristika beibehielten und pflegten – so entstanden transkulturelle Räume, in denen sich die Migrierenden hin und her bewegten. Sie brachen die Verbindungen zum Herkunftsland nicht ab, sondern blieben über Kommunikationskanäle im ständigen Kontakt mit Zurückge-

---

<sup>75</sup> Ebd., S. 206.

bliebenen und hielten sich mit Informationsmedien über Geschehnisse in Österreich auf dem Laufenden. Die transkulturelle Lebensweise manifestierte sich insbesondere im Kulinarischen. Österreichische Gerichte stehen bei allen fünf Zeitzeugen noch immer regelmässig auf dem Speiseplan.

Folgt man den Schilderungen der Befragten, so kann behauptet werden, dass die österreichische Migration in die Schweiz zwischen 1959 und 1972 eine Wanderung darstellte, deren Ziel nicht nur die Niederlassung in einer anderen Gesellschaft bildete, sondern die auch eine gelungene Integration in dieselbe bewirkte. Die Emigration in die Schweiz wurde von den fünf befragten Österreicherinnen und Österreichern als Erfolgsgeschichte wahrgenommen und dementsprechend formuliert.

Miriam Koban, Freiestrasse 4, CH-3012 Bern, miriam.koban@unifr.ch.